



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Die deutsche publizistische Invasion in England. Der Oberhausgedanke für Deutschland. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts und der weitere Ausbau der Flotte.)

Wenn die Leser der Grenzboten diesesmal in den Reichs Spiegel schauen, wird die deutsche Invasion in England zur Tatsache geworden sein. Allerdings nicht jene unglaubliche, die William De Queux auf den 4. September 1910 angelegt hat, wobei Admiral G. W. Wilson die Liebeshwürdigkeit hatte, die Vernichtung der englischen Flotte durch die deutsche mit Aufwand von vieler Anerkennung für diese zu schildern, sondern ein harmloser und durchaus un kriegerisch gesinnter Schwarm deutscher Publizisten ist in Southampton ans Land gestiegen, mit Extrazug und ohne Zollrevision nach London befördert worden, um dort vierzehn Tage lang eine Reihe von Festlichkeiten, Ausflügen, Empfängen, ja sogar die Ehre eines königlichen Frühstücks über sich ergehen zu lassen. Den deutschen Gästen, soweit sie England noch nicht kennen, wird drüben vieles imponieren. Sie werden sich in London in ein wirkliches Weltzentrum hineinversetzt fühlen, wo täglich und stündlich der Pulsschlag aller fünf Weltteile vernehmbar ist; ehrwürdige Zeugen einer großen, vielhundertjährigen, überreich mit Blut geschriebenen Geschichte werden sie umfassen, Bilder der Weltherrschaft werden sich ihnen bieten, wie sie Deutschland und seine verhältnismäßig junge Reichshauptstadt nicht aufzuweisen haben. Dazu kommt, daß die Engländer mit einer gewissen Überlegenheit uns als alte, einheitlich geschlossene Nation gegenüber treten, während den meisten Deutschen das partikularistische, einzelstaatliche Hemd immer noch näher bleibt als der Reichsrock. Die Engländer stellen wirklich ein Volk dar, wir Deutschen wollen es erst werden oder vielmehr: wir werden es im gleichen Sinne niemals werden, weil in unsrer Vielheit zwar manche Schwäche, schließlich aber doch unsere Stärke beruht. Diese geschichtlich begründete Vielheit, die andre Völker nicht recht verstehen können, trägt wesentlich dazu bei, daß sie uns als einen Staat von gestern betrachten, dessen Auftauchen auf den Meeren, an fernen Küsten, dessen maritime Entwicklung lange Zeit gar nicht ernst genommen, sondern als eine Spielerei angesehen wurde, die auf persönlichen Neigungen, nicht auf einer nationalen Notwendigkeit, einem vitalen Bedürfnis beruhe. Als dann aber die Betätigung dieses Bedürfnisses mit wachsender Kraft einsetzte, versiel man in das Gegenteil, es in seinen Absichten und Zielen wie in den Mitteln zu deren Erreichung zu übertreiben und mißgünstig zu beargwöhnen. Auf diesem Boden sind dann die meisten der Differenzen erwachsen, zu deren Beseitigung die an eine Anzahl deutscher Publizisten ergangene Einladung mitwirken soll.

Der Erfolg dieser guten Absicht wird um so größer sein, je weniger hoch wir die darauf gesetzten Erwartungen spannen. Die Presse beider Länder wird nach wie vor deren Interessen zu vertreten haben, und in der Wahrnehmung dieser Interessen werden Polemiken unvermeidlich sein. Es braucht nur an die Art erinnert zu werden, mit der neuerdings eine Anzahl englischer Blätter die Frage der Bagdadbahn ohne jeden Anlaß wieder aufgegriffen hat. Gerade in den deutsch-englischen Beziehungen hat die Publizistik wie selten vergiftend gewirkt, indem die Presse nicht selten Schlachten lieferte in Fragen, die von der Diplomatie noch nicht einmal aufgeworfen waren. Wo immer außerhalb Europas ein deutsches Unternehmen auftauchte, flugs war die englische Presse, zumal die asiatische, bei der Hand, die deutschen Absichten mit mißgünstigem Argwohn zu entstellen und der öffentlichen Meinung Englands zu denunzieren. Wenn die publizistische Invasion Großbritanniens auch nur in dieser Methode Wandel schafft, wird sie viel erreicht haben. In Deutschland berührt das allemal um so unangenehmer, als uns die Mittel zur Abwehr nicht in dem Maße zu Gebote stehn wie drüben die Mittel des Angriffs. Insbesondere den Unliebeshwürdigkeiten englischer Blätter in andern Welt-

teilen gegenüber sind wir wehrlos und daher um so empfindlicher und reizbarer. Die meisten solcher Nachrichten sind selbstverständlich falsch oder übertrieben oder beruhen auf unrichtiger Auffassung. Aber sie fliegen auf den englischen Kabeln über die Erde in die Londoner Zeitungen und tragen nicht wenig dazu bei, dort jene Stimmung zu nähren, die sich teils aus Groll gegen den Deutschen Kaiser, teils aus Neid an dem Aufschwung unsers Handels und unsrer Industrie, teils aus einer unbegreiflichen Furcht vor der deutschen Flotte zusammensetzt. Die beiderseitigen Zeitungen und größern Revuen sollten sich gegenseitig das Wort geben, ein Jahr lang nichts gegeneinander zu schreiben, wenigstens jede Verdächtigung und jede Verhöhnung auszuschließen, wohl aber alles zu fördern, was dem gegenseitigen Sichverstehen dient. Die Organisierung von Besuchen einzelner Berufskategorien, wie sie seit einiger Zeit stattfindet, dürfte in dieser Hinsicht ein ganz ausgezeichnetes Mittel sein, vorausgesetzt, daß es zweckmäßig angewandt wird. Wir können von England und den Engländern manches lernen, ebenso haben diese schon eingesehen, daß auch in Deutschland manches Vorbildliche zu finden ist. Mindestens sollten die beiden Nationen auf einem Fuß bleiben, der die Drohung mit Flottenüberfällen, wie sie im vorigen Jahre von englischer Seite laut wurden, ausschließt.

Seit mehr als Jahr und Tag ist in den Grenzboten der Gedanke eines Reichs-Oberhauses aufgenommen und vertreten worden; durch Einschaltung dieser neuen gesetzgebenden Macht sollten die unheilvollen Wirkungen des jetzigen Reichswahlrechts abgeschwächt und einigermaßen paralytisch werden. Im Laufe des letzten Winters hat auch Staatssekretär Graf Posadowsky im Reichstage Andeutungen gemacht, die immerhin darauf schließen lassen, daß die im Jahre 1870 vom damaligen Kronprinzen und einer Anzahl deutscher Fürsten sehr warm vertretene Oberhausidee, die an der Abneigung Bismarcks scheiterte, in den maßgebenden Kreisen von neuem in Erwägung gezogen worden ist. Es hätte sehr nahe gelegen, wenn man die Reichsverfassung doch durch Einführung der Diäten abändern wollte, diese weitere Demokratisierung der Reichsgrundlagen durch das Gegengewicht eines Oberhauses auszugleichen. Diese Maßregel läßt sich aber so kurzerhand nicht erledigen und bedarf so eingehender Erwägungen und umfangreicher Verhandlungen, daß es schwer durchführbar gewesen wäre, beide Maßnahmen miteinander zu verbinden, falls das Diätengesetz noch in diesem Frühjahr zur Entscheidung kommen sollte. Nun haben neuerdings die Hamburger Nachrichten die Frage ganz im Sinne der Grenzboten behandelt. Demgegenüber ist es auffallend, daß sich die Kreuzzeitung ablehnend verhält und sich hinter die Hoffnung zurückzieht, es werde sich eine bessere Zusammensetzung des Reichstags auch mit dem bestehenden Wahlrecht erreichen lassen. Die Ansicht, daß der Reichstag für ein Oberhaus nicht zu haben wäre, ist nicht zutreffend, freisinnige Blätter haben sich keineswegs verneinend ausgesprochen, ebenso der Abgeordnete Müller-Meiningen. Schließlich würden sich doch weder die konservativen Gruppen, noch die Nationalliberalen, noch das Zentrum ablehnend verhalten. Freilich käme es darauf an, wie man sich die Zusammensetzung dieses Oberhauses denkt. Die Vertretung einer Patrie allein wird es nicht sein dürfen, auch nicht ein gewählter Senat. Aber es sind Kategorien genug vorhanden, die durchaus geeignet sind, Vertreter aus ihrer Mitte in das Oberhaus zu senden. Auch Fürst Bismarck hat in den letzten Jahren seines Lebens einen prinzipiellen Widerspruch gegen ein Oberhaus nicht mehr erhoben, sondern erkannte bei wiederholten gelegentlichen Erörterungen dieser Frage an, daß ein Oberhaus nützlich wirken könne, doch würde das von der Zusammensetzung abhängen. Nicht nur Amerika, Frankreich und die Schweiz — die Musterrepubliken — haben durchweg Senate als ausgleichende Macht eingeführt, sondern es ist überhaupt kein einziger Großstaat oder größerer Staat ohne eine Erste Kammer vorhanden. Es ist schwerlich anzunehmen, daß wir ihrer auf die Dauer werden entraten können. Auch die Reichsverfassung von 1849 hatte ein „Staatenhaus“ von 192 Mitgliedern, die zur Hälfte durch die Regierungen, zur Hälfte durch die Volksvertretungen

der Einzelstaaten ernannt werden sollten, vorgesehen. Selbstverständlich dürfte das Oberhaus weder quantitativ négligeable noch ein Hemmschuh in den Reichsgeschäften sein. Ursprünglich war dem Bundesrat der Charakter einer Art von „Staatenhaus“ zugebach. Den hat er mit der Ausgestaltung der Reichsämler längst eingebüßt und neben diesen oder richtiger über diesen die Stellung eines Staatsrats angenommen, der zugleich die Souveränität der Einzelstaaten wahrnimmt.

In der Presse ist es als auffällig bezeichnet worden, daß der Staatssekretär des Reichsmarineamts der Kieler Woche fernbleibt und sich dort vertreten läßt, anscheinend von interessierter Seite ist sogar ein Abschiedsgesuch daraus gemacht worden, zu dem sachlich nicht der geringste Grund vorliegt. Der Hinweis auf einen erst vorhergegangnen Urlaub ist dabei ebenso verfehlt wie der andre, daß eine Auszeichnung nach Annahme des Flottengesetzes ausgeblieben sei. Der Staatssekretär hat zu Ostern auf vierzehn Tage seine in St. Blasien im Schwarzwalde liegende Villa aufgesucht, und was die vermifste Auszeichnung anlangt, so darf wohl daran erinnert werden, daß das jetzige Flottengesetz tatsächlich nur eine Ergänzung zu dem von 1900 ist, es würde darum eine neue Auszeichnung vielleicht auffälliger gewesen sein als deren Unterbleiben. Bekannt ist, daß sich der Staatssekretär der besondern Wertschätzung des Prinzen Heinrich erfreut, und da der Prinz zum Herbst die obere Führung der Schlachtenflotte übernimmt, besteht für den Staatssekretär, zumal bei seinen guten Beziehungen zum Reichskanzler, um so weniger ein Grund zu einem Abschiedsgesuch, als es ihm auch noch in jüngster Zeit an wohlwollender Anerkennung seitens des Kaisers wohl nicht gefehlt hat. Solche braucht doch gerade nicht immer in Orden ihren Ausdruck zu finden. Heutzutage urteilt alle Welt nach Außerlichkeiten, Männer wie Admiral von Tirpitz müssen aber doch anders eingeschätzt werden.

Der Staatssekretär gebraucht gegenwärtig eine Kur in Nauheim, und Nauheim ist bekanntlich ein Bad, das nicht mit sich spaßen läßt. Wer sich daran erinnert, daß der Admiral im Jahre 1897 leidend aus Ostasien heimkehrte, damals sofort Bad Ems aufsuchen mußte und seitdem neun arbeitsreiche Jahre voller ernster Schwierigkeiten, nach allen Richtungen hin, zurückgelegt hat, wird sich nicht wundern dürfen, daß auch diese geniale und unermüdliche Arbeitskraft nachläßt und einer sehr gründlichen Auffrischung bedarf. Die Vorgänge im Flottenverein, von denen ja nur wenig, und das Wenige nicht authentisch, an die Öffentlichkeit gelangt ist, sind ein schwaches Spiegelbild der Schwierigkeiten, unter denen jede neue Flottenvorlage zustande kommt, nicht nur diese, sondern auch der alljährliche Etatsentwurf. Zwischen der Aufstellung einer Vorlage im Reichsmarineamt bis zur Genehmigung durch den Reichstag ändern sich nicht selten mancherlei Verhältnisse, die auf den Grundgedanken der Vorlage nicht ohne Einfluß waren, und es muß dann wieder in eine sehr sorgfältige und in der Regel auch recht sorgenvolle Erörterung eingetreten werden, ob und inwieweit den veränderten Verhältnissen noch während der Behandlung der Vorlage im Reichstage Rechnung getragen werden kann. Da es sich dann gewöhnlich doch um bedeutende Mehrkosten handelt, ist mit der patriotischen Beurteilung allein kein Geschäft zu machen; die allgemeine Finanzlage spielt sowohl beim Reichsschatzamt und vor allem beim Reichstage selbst die entscheidende Rolle.

Die jetzige Leitung des Reichsmarineamts hat es vorgezogen, sich maßvolle Forderungen durch eine große Majorität bewilligen zu lassen, anstatt größere durch eine noch stärkere Majorität abgelehnt zu sehen. Die Frage, ob und was beim Reichstag etwa noch erreicht werden könnte, und was erreicht werden muß, kann nur von Fall zu Fall rein sachlich geprüft werden; bis jetzt hat der Staatssekretär den gegenteiligen Strömungen gegenüber, so patriotisch deren Motive auch waren, Recht behalten. Es ist sein großes bleibendes Verdienst, daß erst später im vollen Umfange klar werden wird, daß er das Flottengesetz von 1900 vor der Durchbrechung bewahrte. Was nun die Kieler Woche anlangt, so hat der Staatssekretär des Reichs-

marineamts dienstlich sehr wenig damit zu tun. Seine Anwesenheit hat fast nur eine repräsentative Seite und auch diese vielleicht mehr im politisch konstitutionellen Sinne, es sei denn, daß der Kaiser die Anwesenheit der gesamten Schlachtenflotte dazu zu benutzen wünschte, die Admirale zu einer Besprechung um sich zu versammeln, bei der dann freilich der Staatssekretär um so mehr entbehrt werden würde, als nicht nur die organisatorischen Grundzüge der Flotte von ihm stammen, sondern auch die taktischen Vorschriften von ihm entworfen worden sind zu der Zeit, als er Chef des Stabes des alten Oberkommandos war. Dadurch, daß die organisatorischen wie die taktischen Grundsätze von dieser einen Persönlichkeit herühren, ist unsrer Marine die Übereinstimmung von Organisation und Taktik gewahrt geblieben, die als eine wesentliche Grundlage ihrer Stärke anzusehen ist und einem überlegenen Feinde gegenüber manche Mängel ausgleichen würde.

Die Einführung der Ahtzehn- bis Zwanzigtausend-Tonnen-Linienschiffe sowohl bei uns als bei den fremden Marinen wird in mehr als einer Hinsicht für die ganze maritime Stellung der einzelnen Staaten und auf das Gleichgewicht der Kräfte zur See nicht ohne Bedeutung sein. Die größere Durchschlagskraft, die größere Zahl und Tragweite der Schiffsartillerie erlaubt nicht nur, sondern zwingt dazu, das Gefecht mit aller Energie schon auf viel weitere Entfernungen als bisher aufzunehmen; es wird das nicht ohne Einfluß auf die taktischen Bewegungen bleiben, schon dadurch, daß es die Entscheidung voraussichtlich beschleunigen wird. Bleibt, wie zu hoffen steht, für unsre Flotte der Grundsatz, möglichst gleichmäßige Verbände zu haben, bestehen, so werden wir dafür sorgen müssen, sobald wie möglich ein Geschwader der neuen Schiffklasse beisammen zu haben, denn das Geschwader stellt die taktische Einheit für die Seeschlacht dar. Wir haben bekanntlich dreizehn Nonvaleurs der Bayern- und der Siegfriedklasse zu ersetzen, von denen zwei bewilligt und in Auftrag gegeben worden sind. Da die besten Schiffe in ihrer Schnelligkeit und Bewegungsfähigkeit von den minderwertigen Schiffen abhängig sind, mit denen sie im Gefechtsverband zusammengehören, so können diese bessern erst zur vollen Ausnutzung kommen, wenn sie in einer gleichen taktischen Einheit vereinigt sind. Diese Einheit des Geschwaders sollte also unter Abkürzung der Baufristen und unter Erhöhung der Stapellegungen auf wenigstens drei jährlich mit der möglichsten Beschleunigung hergestellt werden.

Zu diesen und andern damit verbundenen Fragen gesellt sich nun noch die der unmittelbaren Küstenverteidigung vom Lande aus. Diese ist zugunsten des schwimmenden Materials in den letzten Jahren etwas vernachlässigt worden, und es bleibt da manches nachzuholen, zumal den wesentlichen Veränderungen der Schiffsartillerie gegenüber. Alle diese Verhältnisse sind längs der deutschen Nord- und Ostseeküsten Gegenstand der Prüfung sowohl vom Standpunkte der Landverteidigung als der maritimen Verteidigung.

Wie gewöhnlich zu Beginn des Sommers ist in der Presse von fürstlichen Begegnungen die Rede. Daily News bezeichnen eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Wilhelm und dem König Eduard als schon vereinbart. Die Absicht scheint auf englischer Seite vorhanden und auch kundgegeben zu sein, eine Vereinbarung aber liegt bis jetzt kaum vor. Die Marienbader Reise des Königs läßt Verabredungen für eine private Begegnung leicht zu. Von Wien aus ist auch über eine beabsichtigte Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und dem Kaiser Nikolaus berichtet worden. Die Anregung dazu könnte nach Lage der Verhältnisse in Rußland nur von russischer Seite ausgegangen sein, und die Verwirklichung wird auch von diesen abhängig bleiben. In Verbindung mit der Nordlandreise Kaiser Wilhelms wird sie schwerlich stattfinden; da es sich immer nur um eine Begegnung zur See handeln kann, würde der Schauplatz wohl eher in deutschen Gewässern zu suchen sein. *g*

Robin Adair in den deutschen Liederbüchern. Wer kennt nicht das Lied mit dem Namen Robin Adair als Refrain und seine so reizvolle originelle

Melodie, die schon vor achtzig Jahren Boieldieu so entzückte, daß er sie in seinem Meisterwerke, der noch heute beliebten Oper „Die weiße Dame“, auf das glücklichste verwertete! In vielen unserer deutschen Liederbücher ist es enthalten, und beim Herumfragen in Bekanntenkreisen klang mir allerorten der charakteristische Anfang der Melodie entgegen, oft sogar mit den ersten Worten der deutschen Übersetzung: „Treu und herzlichlich“, ohne daß von irgendeiner Seite eine Bemerkung über den Wert des Textes daran geknüpft worden wäre. Allerdings wollte sich auch niemand des englischen Textes erinnern. Ich sage des englischen Textes, obwohl die mir vorliegende Heimsche Sammlung von Volksliedern (34. Ausgabe, Zürich, 1885) von einer irischen Volksweise spricht. Ohne mich auf besondere Studien über die Herkunft des Liedes berufen zu können, begnüge ich mich festzustellen, daß in der bekannten Freiligrathschen englischen Gedichtsammlung *The Rose, Thistle and Shamrock* (4. Auflage) das Gedicht seinen Platz gefunden hat, als von einem unbekanntem Verfasser herrührend, in einer Sprache, die von Dialektformen nicht eben viel verrät.

Was nun die landläufige Übersetzung von Robin Adair anlangt, so bekenne ich, ahnungslos zu sein, wann sie entstanden ist, und wer sie verübt hat. Wer immer das getan, er hat dem englischen Volksliede übel mitgespielt. Um das zu erweisen, bedarf es nur einer Gegenüberstellung des englischen und des deutschen Textes.

Robin Adair

Welcome on shore again, Robin Adair!
Welcome once more again, Robin Adair!
I feel thy trembling hand,
Tears in thy eyelids stand,
To greet thy native land, Robin Adair!

Long I ne'er saw thee love, Robin Adair!
Still I prayed for thee love, Robin Adair!
When thou wert far at sea,
Many made love to me,
But still I thought on thee, Robin Adair!

Come to my heart again, Robin Adair!
Never to part again, Robin Adair!
And if thou still art true,
I will be constant too
And will wed none but you, Robin Adair!

Robin Adair

Treu und herzlichlich, Robin Adair!
Tausendmal grüß ich dich, Robin Adair!
Hab ich doch manche Nacht
Schlummerlos zugebracht,
Nimmer an dich gedacht, Robin Adair!

Dort an dem Klippenhang, Robin Adair!
Nief ich oft still und bang: Robin Adair!
Fort von dem wilden Meer!
Falsch ist es, liebeleer,
Macht uns das Herz so schwer, Robin Adair!

Mancher wohl warb um mich, Robin Adair!
Treu aber liebt ich dich, Robin Adair!
Mögen sie Andre frein,
Will ja nur dir allein
Leben und Liebe weihn, Robin Adair!

Ein vergleichender Blick zeigt, daß sich nach den ersten zwei Zeilen der Übersetzer von seiner Vorlage trennt und ganz und gar seine eignen Wege geht, und zwar in dem Maße, daß er in der reichlichen Hälfte des kurzen Gedichts Gedanken ausspricht, die er ganz als sein Eigentum ansehen darf, während das englische Original von ihnen nicht das mindeste enthält. Man wird es doch als eine befremdende Art von Übersetzung ansehen dürfen, bei der eine eigentliche Wiedergabe des Originals gar nicht angestrebt und versucht wird, sondern uns statt dessen andre weitabliegende Betrachtungen aufgetischt werden, die an sich schon recht wenig anmutend, an dieser Stelle ganz besonders übel angebracht scheinen. Denn es klingt doch gar zu albern, wenn ein Mädchen ihrem von langer Fahrt heimkehrenden Geliebten, einem Seemann, beim Wiedersehen den Bericht entgegenbringt, daß sie oft am Strande still (!) und bang gerufen habe: Fort von dem wilden Meer, falsch ist es, liebeleer, macht uns das Herz so schwer!

Wohl mögen wir dabei uns bewußt bleiben, daß man es bei dem, was für den Gesang bestimmt ist, mit dem Texte nicht allzu genau zu nehmen pflegt, daß eine schöne Melodie auch einen höchst mangelhaften und unpoetischen Text sehr wohl trägt und über dem Wasser hält, und daß es wenig Sänger und Sängerinnen

gibt, die, wofern sie sonst mit ihrem musikalischen Part zufrieden sind, es inne werden, daß sie im Text nichts als geschmacklosen Klingklang vorzutragen haben. Und auch das kann gesagt werden, daß bei metrischen Übersetzungen gerade aus dem Englischen eine erhöhte Nachsicht wohl am Plage scheinen könne, da unsre Sprache nun einmal bei ihrer eignen Art schwer Platz findet für alles das, was die an einsilbigen Worten so besonders reiche englische in eine Verszeile unterzubringen vermag, eine Schwierigkeit, die noch bedeutend anwächst, wenn, wie dies gerade bei Robin Adair der Fall ist, die Verszeilen so kurz sind und nur je sechs Silben zur Verfügung stellen, dabei aber noch drei aufeinanderfolgende Reime uns zur Pflicht machen. Doch unter voller Würdigung des Angeführten wird man doch wohl nicht umhin können, das von dem Übersetzer des Robin Adair gewählte Mittel, über alle Schwierigkeiten einfach dadurch hinwegzukommen, daß man sich von dem Original der Hauptsache nach emanzipiert und eigne Gedanken oder Betrachtungen im Versmaß unterschiebt, als durchaus unzulässig zu verurteilen. Wir Deutschen, die wir einen wohlbegründeten Ruf als verständnisvolle Übersetzer zu wahren haben, dürfen es nicht mit gleichgiltigen Augen ansehen, wenn in unsern Niederbüchern ein aus einer fremden Sprache herübergenommenes Volkslied in einer ganz und gar entstellten, unwürdigen Form vertreten ist. Aber um mich nicht dem einem Kritiker so gern entgegengehaltenen Einwände, daß Tadeln leichter sei als Bessermachen, auszusagen, erkläre ich mich bereit, die eigne Haut zu Markte zu tragen und eine neue Übersetzung unsers Volksliedes zu liefern, die sich dem englischen Original Zeile für Zeile treu zu folgen redlich bemüht hat. Möchte sie auch dessen schlichten Ton glücklich getroffen haben!

Robin Adair

Willkommen hier am Strand, Robin Adair,
Wieder im Vaterland, Robin Adair!
Bebest beim Handdruck mir,
Tränen im Auge dir
Grüßen die Heimat hier, Robin Adair.

Seewärts oft spähte ich, Robin Adair,
Flehte zu Gott für dich, Robin Adair.
Mochtest du fern auch sein,
Wollt mich ein Andrer frein,
Dacht ich an dich allein, Robin Adair.

Komm wieder an mein Herz, Robin Adair!
Nichts mehr von Trennungsschmerz, Robin Adair!
Lösest dein Wort du ein,
Werd ich in Treue dein,
Dir nur zu eigen sein, Robin Adair.

C. Grünhagen

